

ORDNUNGEN UND WARNUNGEN: EINE EINLEITUNG

»Unternehmer« sind bewundernswert widersprüchliche Figuren: Helden wirtschaftlicher Entwicklung und Dämonen sozialer Ungleichheit. Sie schaffen und zerstören zugleich, werden als Ikonen der rationalen Moderne gefeiert und sind doch längst schon aufgebrochen zu nichtmodernen Zeitaltern. Idealtypisch verkörpern Unternehmer individualistische Gesellschaftsbilder und vermögen alleine doch rein gar nichts auszurichten. Sie sind hofierte Lieblinge neoliberaler Wirtschaftspolitik und heimliche Feinde neoklassischer Wirtschaftstheorie. Sind sie es doch – immer schon nicht mehr da, immer aufgeschoben und verschoben –, die Ökonomien aus dem Gleichgewicht bringen und als Innovatoren allen Normen kontinuierlicher Ordnung widersprechen. Diese regelbrechenden Experten des Neuen und Unbekannten positionieren sich zwischen Industrialisierung und industriellen Nebenfolgen, zwischen Fortschrittseuphorie und Verlustdiagnose. Als Industrieunternehmer wehren sie sich gegen zentrale Anfangsunterscheidungen der Moderne und bestätigen sie zugleich: Indem sie Natur und Kultur trennen, verbinden sie die beiden Sphären. Aus dieser Gleichzeitigkeit von Verbinden und Trennen bezieht die unternehmerische Gestaltung ihre kreative Kraft zur Irritation, die den Übergang von einer »Kultur der Wissenschaft« zu einer »Kultur der Forschung« ankündigt: »Science is certainty; research is uncertainty. Science is supposed to be cold, straight, and detached; research is warm, involving, and risky« (Latour 1998: 280). Hier verbünden sich Unternehmer mit kulturellen Geographien, die fest entschlossen sind, aus einer Gewissheit und Objektivität produzierenden Wissenschaft herauszutreten und in das Zeitalter unsicherer und risikoreicher Forschung einzutauchen. Das ist der schwierige Auftrag, den die Denkfigur des schöpferisch-zerstörerischen Unternehmers für »kulturgeographische Forschungen« formuliert. Wissen *über* Unternehmer lässt die verändernde Figur des sich ständig verändernden Unternehmers nicht zu. Aber: Kann man Forschung *mit* Unternehmern treiben?

In der Figur des Unternehmers verschränken sich zentrale Narrative okzidentalischer Modernität. Dazu zählt auch, dass »orientalischen Unternehmern« in der Selbstfeststellung dieser Moderne der veräußerte Ort des konstitutiven Anderen zugewiesen wurde. Auf der einen Seite, hier und drinnen, herrschen Rationalität, Innovativität und Langsicht, auf der anderen Seite, dort und draußen, sind es Irrationalität, Passivität und kurzfristige Orientierung. Seit dem differenztheoretischen Perspektivenwechsel wissen wir jedoch: Der eine ist der aufgeschobene Andere, der Andere ist der eigene Andere und beide sind unabhängig voneinander nicht zu denken. Kurz: Nach dem »Orien-

talismus« ist Wissen *über* den Orient nicht länger möglich, aber kann man Forschung *mit* dem Orient treiben?

In der Repräsentation des Staates Syrien hat sich über die vergangenen Jahrzehnte ein politikwissenschaftlicher Konsens ausgebildet, der unter »Syrien« den territorial integrierten Zusammenhang folgender Aspekte versteht: populistischer Autoritarismus, präsidentielle Monarchie, klassengeschichtete Gesellschaft mit dominanter Staatsklasse und rentenökonomisch finanzierten, patrimonialen Loyalitätsstrukturen. Privatwirtschaftliche Unternehmer sind in diesem System nicht vorgesehen, es sei denn als »kurzfristiges Kriseninstrument«, das in Zeiten versiegender Rentenströme zur politischen Stabilisierung des Regimes eingesetzt werden kann. In einer solchen Situation ausbleibender externer Zuflüsse wurden zu Beginn der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts in Syrien die Spielräume für privatwirtschaftliche Aktivitäten erweitert und das formal sozialistische Wirtschaftssystem in Teilen stärker an Wettbewerbsprinzipien orientiert. Obgleich nach einer zaghaften Öffnung weiterführende Liberalisierungs- und Deregulierungsmaßnahmen ausgeblieben waren, setzte ein kurzer privatwirtschaftlicher »Gründerboom« ein, der sich von früheren Unternehmensgründungen durch Größe und Kapitalintensität der neuen Industriebetriebe qualitativ absetzte. Verlässt man die strukturorientierte Betrachtung und wendet sich der alltäglichen Praxis dieser »neuen Unternehmer« zu, trifft man weniger auf reagierende »Kriseninstrumente« als auf mächtige Akteure, die in der Lage sind, Regel-Ressourcen-Komplexe betrieblicher Orte ebenso zu gestalten wie die Raum-Zeit-Pfade zahlreicher Beschäftigter. Mit knapp hundert dieser neuen Unternehmer konnte ich in Syrien und dort insbesondere in Aleppo meist mehrmals Interviews führen. Etwa die Hälfte davon durfte ich hin- und wieder durch den betrieblichen und teilweise auch außerbetrieblichen Alltag begleiten. Wenn ich im Folgenden auf Syrien Bezug nehme, reproduziere ich in der forschenden Begegnung und schreibenden Repräsentation diese Unternehmer.

Wie finden nun »syrische Unternehmer« mit »kulturellen Geographien« zusammen, und wie lassen sich »kulturelle Geographien« nach dem »cultural turn« im globalen Zeitalter betreiben? »Globalization [...] is the process by which a given local condition or entity succeeds in extending its reach over the globe and, by doing so, develops the capacity to designate a rival social condition or entity as local« (Santos 1999: 216). Von westlichen Wissenschaftlern wird der »Vordere Orient als globalisierungsresistente Weltregion« (Beck, M. 2001: 54) repräsentiert und damit diskursiv als ortsverwurzelt auf den lokal begrenzten Boden der Globalisierungsexklusion verbannt. Vielleicht hätte sich dieser Vordere Orient wenigstens im Zeitalter der kolonialen Entdeckungen und Rohstoffausbeute gewünscht, dass die Einschätzung zutrifft und die Resistenz resistent genug ist, um die globalen Einflüsse abwehren zu können. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die »Globalisierungsresistenz« schon immer auf einer euro-amerikanisch positionierten Vorentscheidung beruhte. Kulturelle Geographien verstehen Globalisierung daher nicht als beschreibende Kategorie ökonomischer Internationalisierung, sondern als epis-

temologischen Begriff, der im Bündnis mit »postkolonialen Theorien« den Blick wieder frei gegeben hat auf die Kontingenz vertrauter binärer Oppositionen. »Kreuzweise quer und längs verlaufende Wechselbeziehungen« ersetzen alte kulturelle »Hier-Dort-Polaritäten«. Nun steht die Frage wortwörtlich im Raum, wie sich »das Globale und Lokale einander wechselseitig reorganisieren und umgestalten« (Hall 1997: 227f.). Syrische Unternehmer und kulturelle Geographien werden daher von dem Versuch einer »wirklichen Verräumlichung von Globalisierung« zusammengehalten. Was ist damit gemeint? Die Geographie der »einfachen Moderne« hat mit ihrer Neigung zu exklusiven Innen-Außen-Differenzierungen die Welt mit einem System konzeptioneller Territorialisierung überzogen und die solchermaßen konstruierten räumlichen Unterschiede in Modernisierungs-, Entwicklungs-, Evolutionstheorien etc. als zeitliches Nacheinander temporalisiert und somit entdifferenziert. Die »spatialization of the story of modernity«, wie es Doreen Massey (1999d: 10) formuliert, betrachtet räumliche Differenzen jedoch als Vielfalt interner Differenzen einer einzigen und gleichzeitigen »globalen Moderne« – und weil es sich um inklusive Unterscheidungen handelt, wird die Moderne des »global age« (Albrow 1996) auch nicht in den Plural der »global modernities« (Featherstone/Lash/Robertson 1995) gesetzt. Die Andersheit anderer Orte wird weder mit temporalen Teleologien »weguniversalisiert« noch in essentialisierender Weise »wegrelativiert«, sondern in kosmopolitischer Absicht *doppelt* »doppelt verortet« (vgl. Beck 2002: 71), zum einen als »Welt-Ort« immer in Kosmos und Polis zugleich, zum anderen im Sinne Becks »dialogischer Imagination« (ebd.: 72) – alle sind gleich und jeder ist anders – im »Gleichanderen«. Die Geographie der »globalen Moderne« erzählt eine räumliche Geschichte dezentrierter Globalisierung, weil erst in der »wirklichen Verräumlichung« das/der/die Andere zu existieren beginnt (Massey 1999d: 13). Ergebnis dieser Verräumlichung von Globalisierung sind selbstverständlich nicht präexistente andere Orte. Auch in der globalen Moderne sind »gleichandere Welt-Orte« als Effekte sozialer Praktiken zu verstehen, als Effekte jenes distanziell unbeschränkten, kontinuierlichen Flusses körperlich und materiell verwobenen Tuns und Sagens.

Die sich auf der Titelseite des Buches zwischen technischen Symbolen medialer Konnektivität in den Himmel reckenden Minarette der Aleppiner Jami'ca at-Tawhid fassen das angestrebte Vorhaben zusammen. Die Moschee trägt die Prozesse von Einigung und Vereinigung im Namen: Erst die Anerkennung der Einheit ermöglicht die Anerkennung von Vielfalt. Kulturelle Geographien des globalen Zeitalters lüften in diesem Sinn den Schleier konzeptioneller Territorialisierung und erkennen in der Praxis syrischer Unternehmer eine eigenständige Erzählung von »anderen Orten«, deren Andersheit als »syrische Modernisierung« zum Bild einer reichhaltigen, von verschiedenen Narrativen gleichzeitig und gleichberechtigt hervorgebrachten, globalen Moderne beiträgt.

Ordnungen

Die Arbeit, die diesem Buch zugrunde liegt, hat im Laufe der Zeit einige inhaltliche und theoretische Verschiebungen ertragen müssen und ähnelt daher eher der Dokumentation eines über mehrere Jahre hinweg geführten Gesprächs als einer stringenten Studie. Wie immer ist die Ordnung eines solchen Gesprächs ein hoch riskantes Projekt, vollzieht eine »gute« Ordnung doch das Kunststück, die Sinnbrüche des Gesprächs sinnvoll und damit kommunizierbar darzustellen, ohne sie jedoch in eine totalisierende Erzählung einzukleiden. Das ist mir nur selten gelungen. Die einzelnen Kapitel sind weitgehend in sich geschlossen und können teilweise auch unabhängig voneinander gelesen werden.

Das *zweite Kapitel* widmet sich der Eingangsfrage: Wie treibt man Kulturgeographie nach dem »cultural turn« und wie kann dieses Treiben im globalen Zeitalter stattfinden? Zunächst werden die »Rede von Kultur« und der »cultural turn« mit dem Ziel gegenübergestellt, zu einer Kulturgeographie ohne Kultur zu gelangen. Im modernen Zeitalter wurde Kultur räumlich repräsentiert: »Eine Kultur« korrespondierte mit »einem Territorium«. Kulturelle Geographien konfrontieren diesen konzeptionellen Territorialismus mit der Perspektive der »Entterritorialisierung«, die den Diskurs der »Globalisierung« mit einem Konzept des »methodologischen Kosmopolitismus« zu einem relational rekonfigurierten Verständnis von Raum/Ort bzw. Räumlichkeit/Örtlichkeit verbindet. »Kulturelle Geographien« sind daher ein bewusst gewählter Ausdruck für eine Kulturgeographie, die sich gegen moderne Konzeptionen des Kulturbegriffs wendet und den kulturellen Beitrag lediglich in der anhaltenden und immer un abgeschlossenen Praxis sieht, Trennungen, Unterscheidungen und Sortierungen in die prinzipiell verbundene Welt einzufügen: »Kulturell« weist darauf hin, dass Praktiken immer »diakritische Praktiken« sind. In der Auseinandersetzung mit poststrukturalistisch inspiriertem »relationalen Denken« sowie mit allgemeinen »Praxistheorien« versuche ich schließlich »diakritische Praktiken« sozialtheoretisch verfügbar zu machen.

Man könnte es vielleicht »Diskursanalyse« nennen. Aber dem »großen Wort« wird das Vorgehen nicht gerecht. Vielmehr versuche ich im *dritten Kapitel* auf der Grundlage einer texttheoretischen Auseinandersetzung mit der Figur des Unternehmers zu zeigen, dass der »moderne Unternehmer« ohne sein orientalisches Gegenüber eine halbierte Figur bleibt, die nur mit Hilfe einer konzeptionellen Verfahrensweise der Territorialisierung als eigen- und vollständig repräsentiert werden kann. An die Darstellung des »orientalischen Unternehmers« als das Andere des »abendländischen Unternehmers« schließt sich eine Analyse spezifischer imaginativer Geographien »orientalischer Wirtschaftssubjekte« an. Bevor ich im *vierten Kapitel* auf die Zusammenhänge eingehe, die üblicherweise mit »methodischer Vorgehensweise« bezeichnet werden, beschäftige ich mich noch etwas stärker analytisch mit der Figur des Unternehmers, um diese für die empirische Arbeit einer diakritisch und entter-

ritorialisiert gefassten kulturellen Geographie als »epistemologischen Freund« gewinnen zu können.

Das *fünfte Kapitel* diskutiert syrische Liberalisierungspfade als politische Voraussetzung für die gesellschaftliche Legitimation und funktionale Notwendigkeit privater Unternehmer. Einzelne Etappen ökonomischer Liberalisierung werden in politische Theorien des syrischen Staates eingeordnet und vor dem Hintergrund wirtschaftlicher Entwicklungsverläufe dargestellt. Der Schwerpunkt liegt dabei auf Deregulierungsmaßnahmen der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Darüber hinaus wird in diesem Kapitel die nationale Perspektive politikwissenschaftlicher Zugänge kritisiert und Syrien als »transnationaler Ort« vorgestellt. Aus der Perspektive des entterritorialisierten Blicks erscheinen »syrische Liberalisierungen« weniger als »Rückzug des Staates« aus dem wirtschaftlichen Prozess, sondern vielmehr als Phasen der selektiven und reversiblen Umverteilung von Grenzüberschreitungsrechten durch das Regime an ausgewählte gesellschaftliche Gruppen. Auch das nach innen gerichtete und scheinbar national begrenzte syrische Patronage-System ist in dieser Hinsicht grundlegend transnational organisiert. Dieses und das folgende Kapitel formulieren außerdem die These, dass die Umverteilungsprozesse in jüngerer Zeit in und durch die Praxis »neuer Unternehmer« einen neuen Grad der Irreversibilität angenommen haben.

Das *sechste Kapitel* wechselt endlich die Blickrichtung, verlässt die formale Ebene syrischer Politik und wendet sich mit praxistheoretischer Absicht der Perspektive syrischer Unternehmer zu. Dabei wird die paradoxe Kategorie »neue Unternehmer« eingeführt und sowohl empirisch wie auch konzeptionell begründet. Das Auftreten neuer Unternehmer in der ersten Hälfte der neunziger Jahre, das zu einer qualitativen Veränderung des industriellen Gründungsprozesses weg von einer kleinbetrieblichen Struktur hin zu größeren und kapitalintensiveren Betrieben geführt hat, zeigt, dass zwar der wirtschaftspolitische Reformprozess, nicht aber die Praxis syrischer Unternehmer zum Stillstand gekommen war. An die Darstellung des »Gründungsbooms« schließt sich eine narrative Rekonstruktion von »Begründungsgeschichten« an, mit denen ein Bild vielfältiger unternehmerischer Praxisvarianten skizziert wird. Außerdem versuche ich darzustellen, wie sich syrische Unternehmer im Praxisverlauf durch kulturalisierende Zuschreibungen von Eigenschaften und Merkmalen selbst als kulturelle Kategorie re- und dekonstruieren.

Eine hohe Steinmauer umgibt die meisten syrischen Industriebetriebe, die in den neunziger Jahren neu errichtet wurden. Ich stelle mich im *siebten Kapitel* an diese Mauer und beschäftige mich von diesem Standort aus mit diakritischen Praktiken syrischer Unternehmer. Die Mauer wird als Symbol für relationale Grenzarbeiten unternehmerischer Tätigkeit in Syrien gelesen, als ein im Wortsinne unumstößliches Symbol für Ein- und Aus-, Ab- und Begrenzungen: Was versuchen syrische Unternehmer durch die Territorialisierung der Unternehmung auszuschließen, was wird eingeschlossen, welche Verbindungen werden gekappt, welche verschleiert? Die These lautet: Die Mauer als materialisiertes Symbol diakritischer Praktiken entreißt territorialisierte Un-

ternehmungen dem unbegrenzten Relationenensemble und macht diese zu »Welt-Orten« im Sinne entterritorialisierter Geographien. Syrische Unternehmungen fügen auf diese Weise der globalen Moderne ein eigenständiges Narrativ bei.

Warnungen

Unternehmer

Mit fast schon impertinenter Sturheit spreche ich von »Unternehmern« und »syrischen Unternehmern« und schließe darin alle selbständigen »Gestalter« eines privaten Betriebs im verarbeitenden Gewerbe der syrischen Wirtschaft ein – unabhängig davon, ob die jeweilige Person alleine oder im Verbund mit anderen Personen agiert, ob sie besonders innovativ ist, ob es sich um Gründer handelt, ob es dabei um leitende Funktionen in großen oder kleinen Betrieben geht. Als problematisch betrachte ich dieses Vorgehen heute nicht, weil es analytisch und definatorisch unsauber ist. Problematisch ist es vor allem, weil Unternehmerinnen von vornherein ausgeschlossen waren.

Es war eine meiner letzten Begegnungen. Ibtisam Asfari ist in den achtziger Jahren mit ihren Söhnen aus den USA zurückgekehrt. Ihr Mann war gestorben und sie sah in Aleppo bessere Chancen, auf eigenen Füßen zu stehen. Sie gründete einen Bekleidungsbetrieb, der inzwischen recht erfolgreich mit über 50 Näherinnen und Nähern auch für europäische Kunden produziert. Heute ist Ibtisam Mitglied des »Business Women Committee« der Aleppiner Handelskammer, das nach Damaszener Vorbild 2001 ins Leben gerufen wurde – in Damaskus hatte sich bereits im Jahr 1999 unter dem Dach der Industriekammer ein Verband syrischer Geschäftsfrauen mit 400 Mitgliedern konstituiert (<http://www.dci-syria.org/woman.html>). Aus heutiger Sicht ist kaum erklärlich, wie es mir gelingen konnte, die weibliche Seite syrischer Industrieunternehmer zu ignorieren. Da ich mich bei der Darstellung der unternehmerischen Praxis in Syrien mit erwähnter Ausnahme ausschließlich auf männliche Gesprächspartner beziehe, verwende ich im folgenden Text auch nur die männliche Form des Unternehmers.

»Tagebuchkrankheit« und Stilistisches

Manche Leser werden von den erfolgten und noch folgenden selbstreflexiven Ausflügen befremdet sein. Bereits in der Einleitung scheinen Selbstthematizierungen die eigentlichen Themen zu dominieren und das könnte leicht dazu verleiten, die angestellten und folgenden Überlegungen in die Nähe der »Tagebuchkrankheit« (Geertz 1990: 91) zu rücken, die Bourdieu als epidemischen Ausbruch narzisstischer Reflexivität kritisiert. Seiner Ansicht nach arbeitet die textuelle Ich-Strategie »echter« wissenschaftlicher Reflexivität entgegen, da »die Begegnung mit der Wirklichkeit des rauen Feldes durch den Reiz der Selbstuntersuchung« ersetzt wird, »was letztlich einfacher und dankbarer ist« (Bourdieu 1993: 366). Bourdieus gewichtigen Einwurf konnte ich nur teilweise berücksichtigen. Zwar habe ich in mehreren mehrmonatigen

Aufenthalten in Aleppo, auch in Damaskus und in anderen Teilen Syriens die Begegnung mit dem »rauen Feld« gesucht. Doch selbstreflexive Exkurse, mit denen ich insbesondere im zweiten Kapitel immer wieder nach »meinem Job« frage, halte ich aus folgenden Gründen für unentbehrlich.

Erstens hat der positivistische Traum wissenschaftlicher Welt-Bestätigungsverfahren seine Unschuld verloren. Es ist nicht die »Wirklichkeit des Feldes«, die sich mit der systematisch korrekten Anwendung spezifisch richtiger Methoden öffnen und als objektive Tatsache in wissenschaftlichen Texten gegenstandsgetreu abbilden lässt. Repräsentationen sind vielmehr machtvolle Konstruktion sozialer Wirklichkeit, für die der Autor selbst umfassende Verantwortung trägt. Ein gewisses Maß an »Selbstuntersuchung« ist daher unumgänglich. Zweitens tritt der »cultural turn« als fundamentale Reflexivitätswende an moderne Wissenschaft mit der Aufforderung heran, auch scheinbar unumstößliche Überzeugungen einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. »Kulturelle Geographien« werden auf diese Weise nicht zu einem allgemeinen Ansatz, sondern im Gegenteil, zu einem singulären Arbeitsprogramm, ähnlich den individualisierten Biographiebasteleien in enttraditionalisierten Gesellschaften mit ihrem hohen Risiko des Scheiterns.

Besorgte Sozialgeographen warnen dezidiert vor der Gefahr, dass »kulturgeographische Forschung [...] in einen essayistischen Randbereich der ›cultural studies‹ abdriften« könnte und folgern: »Zur theoriegeleiteten Forschung scheint es wenig Alternativen zu geben« (Werlen 2003: 49). Wenn mit der Gegenüberstellung von »theoriegeleiteter Forschung« und »essayistischem Schreibstil« nicht zufällig zwei unterschiedliche Ebenen vermengt werden, entscheidet also im szientistischen Verständnis nicht der Prozess der Forschung, sondern die Form der Darstellung über gute und schlechte Wissenschaft. Offensichtlich befinden wir uns mitten in einem Ästhetisierungsstreit, bei dem die konservative Kritik mit ihren Warnungen vor »essayistischen Randbereichen« für die stilistische Orientierung an der nüchternen Strenge von Naturwissenschaften plädiert. »Theoriegeleitete Forschung« heißt dann: Bei der Darstellung von Forschungsarbeiten ist einem *stillosen Stil* – »The style of non-style is itself the style of science« (Gusfield 1976: 19 zit. n. Reichertz/Soeffner 1994: 314) – und einem formalisierten Schreibmuster zu folgen. Friedrichs (1990: 398) schlägt beispielsweise folgenden normierten Aufbau vor: Problem – Hypothesen – Methode – Ergebnisse – Diskussion. Setzt man noch eine Einleitung davor, könnte man abgekürzt schließen: Die theoriegeleitete Welt der Sozialwissenschaften ist »EPHMED-förmig«. Auch wenn kulturelle Geographien keine Korsettierung des Schreibprozesses anstreben, so tendieren sie doch zur essayistischen und narrativen Seite der Auseinandersetzung. Hin und wieder wechseln sie aber auch die Fronten, formulieren einzelne Abschnitte in einer stärker analytischen Art und Weise, werden mitunter sehr konventionell und sehen sich genötigt, daran zu erinnern, warum sie es tun: Weil es kontingente Normierungsversuche sind, die sich als Lese-Erwartungen der scientific community erhalten haben, und man bei-

spielsweise aus biographischen Gründen diese Erwartungen zu erfüllen hat. Nicht aber, weil es die beste Form der Darstellung ist.

Mezze

Ein wenig ähnelt die Arbeit einer levantinischen Vorspeise, verschiedene fleischlose Zutaten, mal gebraten, mal püriert, teilweise roh, die gemeinsam gereicht werden. Je nachdem, wie man das Brot zu führen versteht, bekommt man mehr oder weniger, macht sich die Finger schmutzig oder nicht, manche mögen das, andere nicht, zugegeben, für viele ist es nur eine Vorspeise und satt macht die nicht. Anders formuliert: Wer an der Frage interessiert ist, wie das nun mit syrischen Unternehmern »wirklich« ist, der ist besser beraten, das Buch jetzt unaufgeregt als später gelangweilt beiseite zu legen. Die Arbeit interessiert sich mehr für Vielfalt und Widersprüchlichkeiten als für Einheit und Klarheit. Hier, und nur hier, wird die Arbeit rhizomatisch. Ohne den postmodernistischen Ausflügen in Physik und Mathematik folgen zu wollen, finden kulturelle Geographien Gefallen an der Aufforderung: »Macht Vielheiten« (vgl. Deleuze/Guattari 1992).

Dabei folge ich bisweilen einem *optimistischen Eklektizismus*, der von verschiedenen Autoren und Ansätzen in nicht-denunziatorischer Absicht selektiv Gebrauch macht: Ich entnehme den Ansätzen die aus meiner Sicht weiterführenden Aspekte, ohne unbedingt auf das gesamte Werk und die darin eventuell enthaltenen Schwächen aufmerksam zu machen. »Mélange, Mischmasch, ein bisschen von diesem und ein bisschen von jenem, das ist es, wodurch *das Neue in die Welt tritt*.« Der Eklektizismus, den hier Rushdie (1992: 458) rückblickend seinem satanischen »Liebeslied« für die Bastarde in uns selbst zuschreibt, war lange Zeit ein verfehmtes Stilmittel zwischen Raub und Kreativlosigkeit. Heute charakterisiert der Eklektizismus die Grundverfassung weltgesellschaftlicher Gegenwart. Ich möchte diese Haltung für mich in Anspruch nehmen und im Folgenden versuchen, die multiplen und pluralen Perspektiven, die in der Begegnung mit Theorien und Unternehmern entstanden sind, nebeneinander zu stellen und nebeneinander stehen zu lassen. Erkenntnis, so nehme ich an, entsteht dann nicht in der harmonisierten Synopse partieller Deutungen gesammelter Daten, sondern in dem Raum, der sich zwischen den verschiedenen Perspektiven aufspannt.